

Predigt über Epheser 3,14-21

Der Sonntag Exaudi, Höre! Erhöre! – mindestens die Autofans unter uns kennen den Zusammenhang von Audi und Horch –, hat einen eigentümlichen Charakter, eine eigenartige Atmosphäre, denn sein Thema ist der Zwischenzustand zwischen dem Entzug des nicht immerzu, aber immer wieder leiblich greifbar anwesenden Jesus, wovon vor drei Tagen zu Christi Himmelfahrt die Rede war, und der angekündigten, aber noch nicht geschehenen Gabe des Geistes, an die wir in einer Woche erinnern. Auch wenn man den Trennungsschmerz, die Entzugerscheinungen der Jünger gewiss nicht übertreiben soll – Lukas erzählt ja, sie seien mit großer Freude nach Jerusalem zurückgekehrt, so wie zu Beginn seines Buches den Hirten große Freude angekündigt wird –, dieser Sonntag zwischen Himmelfahrt und Pfingsten steht als Platzhalter im Kirchenjahr für Zeiten, die wir alle kennen, die uns auch unabhängig von der Jahreszeit befallen, Zeiten, in denen der Glaube an Gott und an Jesus nicht im Haben und Genießen besteht, sondern im Entbehren, Vermissen, in Sehnsucht; in denen wir uns nicht sicher sind, im Kontakt mit Gott zu sein, darum vor allen Einzelbitten überhaupt erst einmal um Gehör flehen: höre meine Stimme, wenn ich rufe; sei mir gnädig und erhöre mich!

Auch der heutige Predigttext ist eine Art Gebet, ein Segenswunsch für uns. Es geht um unsere Stärkung und Bestärkung und dabei auch ums Erkennen und Erfassen, ums Wahrnehmen unserer Situation. Wenn uns nicht nur im Kopf, auch im Herzen, in der Seele deutlich wird, wie wir – Gott und Christus sei Dank – dran sind, so meint der Verfasser, dann wird es nicht mehr wüst und leer und finster in uns sein, dann werden wir erfüllt mit der ganzen Fülle Gottes und darum mit Licht und Wonne.

Ich beuge meine Knie zu dem Vater hin, von dem alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden den Namen hat, dass er euch gebe nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, in Kraft gestärkt zu werden durch seinen Geist am inneren Menschen, dass der Christus durch den Glauben wohne in euren Herzen und ihr eingewurzelt und gegründet seid in der Liebe, damit ihr fähig werdet, zusammen mit allen Heiligen zu erfassen, was da sei die Breite und die Länge und die Höhe und die Tiefe, und zu erkennen die Liebe des Christus, die alle Erkenntnis übersteigt, auf dass ihr erfüllt werdet mit der ganzen Fülle Gottes. Ihm aber, der die Kraft hat, über alle Maßen hinaus mehr zu tun, als wir erbitten und verstehen, gemäß der Kraft, die in uns wirksam ist, ihm sei die Herrlichkeit in der Gemeinde und im Christus Jesus für alle Generationen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Das ist ein herzlicher Glückwunsch. Der Absender wünscht uns Alles Gute, kann sich gar nicht lassen vor lauter guter Wünsche, sucht nach immer noch strahlenderen, glänzenderen, leuchtenden Worten um auszudrücken, was für Herrlichkeiten er uns zuwünscht. Er beginnt mit einer körperlichen Geste: Ich beuge meine Knie. Er drückt damit aus, dass er sich an jemanden wendet, der ihm nicht nur himmelhoch überlegen ist, sondern den er auch verehrt, großartig findet, glänzend, einfach herrlich, den er hemmungs- und vorbehaltlos bewundert. Uns Protestanten ist es fremd, zum Beten niederzuknien, aber vielleicht wäre das auch für unsere Gottesdienste gut: Beten im Knien, Hören im Sitzen (egal, ob Epistel, Evangelium oder Predigt), Singen im Stehen, denn unsere Vorbehalte gegen das Knien, unser körperlicher Widerstand gegen jede Unterwerfung und die entsprechende Verachtung für alle, die vor irgendwas oder irgendwem in die Knie gegangen, also eingeknickt sind, die sind doch Gott, unserem Vater, gegenüber weniger emanzipiert als pubertär. Freilich weiß auch der Verfasser, dass nicht alle Menschen mit dem Wort Vater etwas Positives verbinden, und so flicht er hier im Vorübergehen eine kleine kritisch klärende Spitze ein: Die Bibel spricht von Gott als Vater nicht, damit wir von unseren Erfahrungen mit Vätern oder als Väter ausgehen und sie auf Gott anwenden, sondern

umgekehrt: alle Vaterschaften im Himmel und auf Erden sollen sich an dieser Vater-und-Sohn-Geschichte orientieren, eine in der Tat seltsame Geschichte. Da gibt es einen Vater, der seinen Sohn nicht etwa davor warnt, mit den Schmuttelkindern zu spielen, sondern ihn dazu ermutigt. Der Sohn lässt sich das nicht zweimal sagen, sondern nimmt die Sünder an und isst mit ihnen, geht bei der Suche nach den Verlorenen so weit, dass er selbst verloren geht, zum verlorenen Sohn wird, nur noch vom Vater selbst dem Tod entrissen werden kann. Und dieser gerettete Sohn präsentiert dem Vater dann lauter mindestens fragwürdige Gestalten, wenn nicht fraglose Scheusale und erklärt, die habe er alle zu seinen Geschwistern gemacht, und der Vater solle sie darum nun auch als seine Söhne und Töchter adoptieren. Und der Vater tut das. Wir reiben uns verwundert die Augen, fragen: wo gibt's denn so was?, fragen vielleicht auch: und was sagt eigentlich die Mutter dazu? Die Mutter, liebe Gemeinde, ist nicht nur begeistert, sie ist auch begeisternd, überschwemmt die Neuankömmlinge dermaßen mit Strömen der Liebe, dass sie unter diesem Einfluss dem geliebten Erstgeborenen immer ähnlicher werden. Es war der Graf Zinzendorf, der im Heiligen Geist die neben Vater und Sohn fehlende Mutter in der Trinität entdeckte – als Protestant konnte er mit der unfreiwillig frivolen Bezeichnung Marias als Mutter Gottes nichts anfangen, mit der Frage nach Gottes weiblicher und mütterlicher Seite schon.

In dieser Liebesgeschichte, so wünscht uns und betet für uns der Verfasser, sollen wir eingewurzelt sein, Wurzeln schlagen, aus ihr also unsere Nahrung und entsprechende Kraft ziehen und so bestärkt und verwurzelt uns nicht umpusten lassen von all den Erfahrungen, die gegen diese Geschichte sprechen. Radikal sein heißt, den Dingen an die Wurzel gehen – wir denken dabei meist daran, diese Wurzel auszureißen, alles Übel mit Stumpf und Stiel auszurotten. Hier aber bedeutet radikal sein, überhaupt erstmal Wurzeln zu haben wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen, nicht flatterhaft wie Spreu, die der Wind verstreut. In der Bibel geht es nicht nur um Aufbrüche, Wanderschaft, Exodus, so wichtig uns Protestanten das ist, sondern auch ums Ankommen, um Landnahme, um Einwanderung. Umgekehrt soll der Christus, der diese Liebe Gottes verkörpert, personifiziert, in unseren Herzen wohnen, und diese Wohngemeinschaft in uns wird uns, wie jede, beeinflussen. Wir sind nicht mehr Herren im eigenen Haus, jedenfalls nicht allein, aber waren wir das zuvor wirklich, frei und autonom, oder doch eher von allerlei Hausgespenstern umspukt und umgraut?

Beides, unsere Verwurzelung und der Mitbewohner unseres Herzens, soll uns dazu fähig machen zu erfassen, zu erkennen, im doppelten Sinn wahrzunehmen: also als Erkenntnis und als Chance, was geschehen ist, was sich für uns durch Jesus Christus geändert hat. Zusammen mit allen Heiligen sollen wir das erkennen – und die Heiligen sind im Epheserbrief Israel. Bereits zuvor in diesem Brief wurde uns Christen aus den Völkern verkündet, wir seien nun nicht mehr ohne Bürgerrecht in Israel, fremd und fern seiner verheißungsvollen Bundesgeschichte und darum ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt, sondern durch Christus nahe gekommen, Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes. Wir Migranten sollen also, findet der Briefschreiber, von den langjährigen Einwohnern was lernen. Das erwarten wir von unseren Einwanderern ja auch.

Seit einiger Zeit wird in der evangelischen Kirche und in der evangelischen Theologie der Vorschlag des Berliner Theologen Notger Slenczka diskutiert, dem Alten Testament in der Kirche nicht länger kanonischen Rang einzuräumen. Er meint, damit würde er nur ratifizieren, was schon jetzt kirchliche Praxis ist, denn, so beobachtet Slenczka, die Christen fremdeln mit dem Alten Testament. Doch gerade diese Fremdheit ist verheißungsvoll, ist zentral für jede christliche Existenz. Christlicher Glaube ist die ständige Einwanderung in die uns zunächst fremde Welt der Bibel, ist Bundesgenossenschaft mit dem uns bisweilen fremden und befremdenden jüdischen Volk. Das gehört zu unserer Verwurzelung und zur Wohngemeinschaft in uns.

Und als hätte der Verfasser diese Debatte vorausgeahnt – vielleicht wurde sie auch damals schon geführt, denn das geschieht in der Kirche immer wieder –, plagt ihn die Sorge, unser Glaube und unser Glaubensverständnis könnten allzu eng und viel zu flach sein, wir könnten womöglich eindimensionale Menschen geworden oder geblieben sein, die auf einem nicht einmal winzigen, sondern imaginären Punkt stehen und stecken geblieben sind, statt sich im nun eröffneten weiten Raum zu bewegen. Er wünscht uns, dass wir realisieren, was die Breite und die Länge und die Höhe und die Tiefe ist.

Die Breite: viel zu eng denken wir von Gott und von Jesus, wenn wir mit ihren Aktivitäten nur in unserer Kirche rechnen. Aber auch unser Begriff von Ökumene ist viel zu eng, wenn wir darunter vor allem Gemeinsames von Katholiken und Protestanten verstehen. Ökumene meint die ganze bewohnte – und möglichst bewohnbare – Erde. Unser Glaube darf und soll darum mit Gott und mit Jesus auch außerhalb aller Kirchen rechnen. Wie eng ist unser Glaube, wie begrenzt und beschränkt unsere Hoffnung, wenn wir ernsthaft behaupten, Gott habe keine anderen Hände, Füße usw. als unsere. Und Enge hat ja nicht nur sprachlich mit Angst zu tun. Zu dieser ängstlichen Enge gehört auch unsere Praxis, unseren Glauben auf einen bestimmten Teilbereich unseres Lebens zu beschränken – alles was mit Sinn des Lebens, Tod und Sterben, vielleicht auch noch Schuld und Vergebung zu tun hat –, andere, durchaus erhebliche, uns vielleicht sogar wichtigere, jedenfalls oft dringlichere Bereiche davon unberührt zu lassen, damit aber auch ungetröstet und nicht befreit, sondern dem sogenannten Schicksal verklavt. Doch der Auferstandene überwindet unsere Enge. Er nimmt nicht nur in unserem Herzen Platz und macht sich da breit, er kommt auch immer wieder von außen, kommt mühelos durch Türen, die wir aus Angst vor dem da draußen verrammelt hatten.

Die Länge: wer in die Welt der Bibel einzuwandern versucht, merkt es bald: da geht es um eine Geschichte, die schon sehr lange im Gang ist, lange vor Jesus begann. Wir lernen von den Glaubenserfahrungen und Glaubenszeugnissen anderer, und zwar nicht nur der biblischen, auch der nachbiblischen Stimmen und Zeugen, müssen nicht alles neu erfinden, müssen aber auch nicht jeden schon begangenen Irrweg neu probieren. Die Wahrnehmung der Länge kann uns langen Atem lehren, uns also heilen von unserer kurzatmigen, aktionistischen Hektik, als hinge unter den vielen Generationen nun gerade von unserer die sofortige Durchsetzung des Reichs Gottes ab. Sie kann uns auch Langmut lehren, Geduld – mit anderen und mit uns selbst.

Die Höhe: Ehre sei Gott in der Höhe – und Friede auf Erden, singen die himmlischen Heerscharen in der Weihnachtsgeschichte, und wir wiederholen diesen Gesang in unseren Gottesdiensten. Auch in der übrigen Bibel gibt es diesen Zusammenhang: der Friede auf Erden hängt davon ab, ob wir Gott in der Höhe die Ehre geben oder sie ihm abschneiden, rauben, weil wir ehrgeizig sind, selbst sein wollen wie Gott und selbst beurteilen, was gut und böse ist. Wenn unserem Glauben die Höhendimension fehlt, dann fehlt uns der Sinn für den Abstand zwischen Gott und den Menschen, den qualitativen Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf. Dann tun wir so, als sei Gott eine Gegebenheit wie lauter andere Gegebenheiten. Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht, hat der Berliner Theologe Dietrich Bonhoeffer dazu in seiner schroffen Art gesagt. Über Gott kann nur reden, wer sich über Gott stellt. Der Philosoph und Soziologe Eugen Rosenstock-Huussy schreibt: „Ich habe Studenten über die Eigenschaften Gottes reden hören, so dass ich mich schämte. Die wussten alles ‚über‘ Gott, nur nicht, dass er ihnen zuhörte. Und sie schämten sich nicht. Es waren Theologiestudenten.“ Ich will den Herren droben hier preisen auf der Erd – ihm aber nicht vertraulich auf die Schulter klopfen.

Die Tiefe: diese Dimension entgeht uns, wenn wir oberflächlich sind in unserem Glauben und darum auch in unserem Leben, uns an das halten, was auf der Hand liegt, und mit nichts anderem rechnen. Die große Entdeckung der Psychoanalyse Sigmund Freuds, die sich darum Tiefenpsychologie nennt, war, zugleich beunruhigend und kränkend wie befreiend, erhellend und

heilend, dass das, was uns bewusst ist, nur ein ganz kleiner Teil dessen ist, was uns ausmacht und bestimmt. Gewiss, es gibt auch Arten und Weisen angeblichen Tiefsinns, die weder Tiefe noch Sinn haben, wenn jemand mit bedeutungsvollem Ton Sachen sagt, die nichts bedeuten, nichts deuten. Aber das ist ja kein Grund, sich mit dem oberflächlich Wahrnehmbaren zu begnügen. Eine Kirche, in der nur von dem die Rede ist, was nicht der Rede wert ist, weil es sich von selbst versteht, macht sich überflüssig, stirbt zurecht an ihrer eigenen Banalität.

Schließlich mutet unser Text uns auch noch zu, etwas zu erkennen, was alle Erkenntnis übersteigt: die Liebe des Christus. Er macht damit deutlich, dass es ihm bei seinem Bemühen um unsere Erkenntnis nicht bloß um geistig Intellektuelles geht. Er will, dass wir ganz und gar erfüllt werden mit der Fülle Gottes. Am Ende aber gibt er allein Gott in der Höhe die Ehre mit einem Segenswunsch, der all seine und unsere Bemühungen um die vierdimensionale Erkenntnis relativiert: Ihm aber, der die Kraft hat, über alle Maßen hinaus mehr zu tun, als wir erbitten und verstehen, gemäß der Kraft, die in uns wirksam ist, ihm sei die Herrlichkeit in der Gemeinde und im Christus Jesus für alle Generationen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Amen.